



VORTRAG IM FESTSAAL
DER ÖSTERREICHISCHEN AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN

KARL SCHLÖGEL

DER TRAUM VON MITTELEUROPA – REVISITED

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich muss zuerst vielleicht erklären, warum ich mich habe dazu verführen lassen, ausgerechnet in Wien, in dem alles zusammenlief, was Mitteleuropa betrifft, einen Vortrag über Mitteleuropa zu halten. Man trägt ja nicht gerne Eulen nach Athen, und man möchte sich nicht blamieren in einer Stadt, in der man früh damit begonnen hat, dieses Mitteleuropa wieder zu denken; vielleicht war es hier auch nie ganz vergessen. Hier begannen viele Entdeckungsfahrten, hier kam es zu den ersten Begegnungen über die Grenze hinweg, hier gab es die grossen Ausstellungen – ich denke hier an *Traum und Wirklichkeit 1870–1930* im Jahre 1985 im Künstlerhaus –, hier erschien schon 1984 Martin Pollacks *Nach Galizien. Von Chassiden, Huzulen, Polen und Ruthenen. Eine imaginäre Reise durch die verschwundene Welt Ostga-*

liziens und der Bukowina, ein Buch, das vielen die Augen öffnete für einen vergessenen Kontinent. Und von hier aus ist es nah, das weiss ich von meinen eigenen Wien-Aufenthalten: per Schiff nach Bratislava, das auch Preßburg und Pozsony heißt; zwei Stunden Zugfahrt nach Budapest, auf der Autobahn nach Ljubljana und Zagreb oder nach Triest; eine Nachtfahrt nach Krakau, ein Ausflug nach Brünn oder auf dem Zug, der immer noch Vindobona heißt, nach Prag und weiter nach Dresden und Berlin. Man kann auch einen Bus am Terminal in der Erdbergstraße besteigen und ist in wenigen Stunden in Lemberg, das dauert etwas länger als mit Ryanair oder Austrian Airlines, dafür kann man aber studieren, wie sich das Grenzgelände verändert hat. Wien ist in jeder Hinsicht ein privilegierter Ort, wenn es um Mitteleuropa geht. Vielleicht habe ich mich davon zum Thema meines Vortrages verführen lassen.

Prag: Wie alles begann

Aber es gibt noch einen anderen Grund, warum ich mich auf das Thema eingelassen habe. Mein Roman mit Mitteleuropa begann in Prag in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Was war die Fahrt nach Prag für einen Schüler eines Humanistischen Gymnasiums in Bayern im Jahre 1965? Das war die Erfahrung einer Grenzüberschreitung, ein Abenteuer mit Visum in einer fremden Welt – »Ostblock«, das war Ankunft in einer grauen, dunklen Stadt von eigentümlichem Zauber, von der man aber doch wusste, dass es die Stadt Kafkas und Max Brods und Franz Werfels war, der Blick auf die Dachlandschaft der Kleinseite, die Kuppeln der Barockkirchen, das Hus-Denkmal am Altstädter Ring, der mondäne Wenzelsplatz mit dem Jugendstilhotel für die Devisentouristen, die Wohnheime in Strahov mit Studenten aus aller Welt, die schon damals legendären Brauhäuser wie U Flekú, Smetanas Nationaltheater, die Altneuschul-Synagoge, die tief unterhalb des Straßenniveaus der prachtvollen Josefstadt lag, und der Judenfriedhof, die Statue des heiligen Nepomuk auf der Karlsbrücke und über allem die majestätische Anlage der Pra-

ger Burg mit dem Veitsdom. Von Prag aus war es nur eine Stunde nach Terežín, also Theresienstadt, wo man die Zelle besichtigen konnte, in der der Attentäter von Sarajewo, Gavrilo Princip, interniert war, vor allem aber die Stadt als Durchgangsstation für Juden auf dem Weg ins Vernichtungslager. Diese Aufzählung hört sich an wie ein Reiseführer, und eine Reise nach Prag war damals auch eine Reise in eine andere Welt und eine andere Zeit. Das Prag-Erlebnis steht am Anfang – hier fand man, was im Westen irgendwie verschwunden war: eine äußerlich vom Bombenkrieg unversehrte Stadt, jenseits des Beton-Brutalismus der Wiederaufbauzeit, alle Jahrhunderte übereinandergeschichtet, 1348 die erste Universitätsgründung in Ostmitteleuropa, alle Stilepochen von der Romanik über die Gotik und den Barock der Gegenreformation bis hin zum Jugendstil und den Bauhaus-Villen auf dem Baba-Hügel – nicht zu vergessen der Granitsockel, auf dem einmal das Stalin-Denkmal gestanden hatte. Schauplatz einer Geschichte, von der man in meinem Nachkriegs-Westdeutschland noch wenig wusste oder wenig wissen wollte, Anschauungsunterricht einer ebenso faszinierenden wie heillosen Welt.

Aber es war nicht nur die Vergangenheit, sondern die Atmosphäre in einer Stadt, in der bereits der Prager Frühling angebrochen war, neue Stücke gespielt wurden und der Wenzelsplatz sich anschickte, wieder zum Broadway Europas zu werden – jedenfalls bis zum 21. August 1968, als die Panzer kamen und die Lichter ausgingen. Seit meiner Reise nach Prag war das östliche Europa für mich weit mehr als nur Gegenstand von Studium und Wissenschaft, eher ein überwältigender Erfahrungsraum, um mit Reinhart Koselleck zu sprechen – vielleicht nicht nur von mir allein.

Ich kam zum ersten Mal nach Wien von Prag aus. Wien war, obwohl es östlich von Prag lag, im Westen – mit Schaufenstern, Leuchtreklame, Bars. Man war wieder im Westen, und ohne die Privilegien, die DM-Touristen im Ostblock genossen hatten. Man merkte, dass es sich um eine viel zu große Stadt handelte, eben das Zentrum eines ehemaligen Imperiums, das an die Peripherie, in den Schatten der Großen Grenze gerutscht war. Umso aufregender zu sehen, was passierte, als die Stadt nach dem Fall des Eisernen

Vorhangs zurückkatapultiert wurde in die Zeit und in die Mitte Europas.

Und damit bin ich beim Thema, das ich auch übernommen habe, weil ich mir selber nach all den Jahren klar zu werden versuche, was es mit Mitteleuropa eigentlich auf sich hatte, ob es nicht doch eine zwar verständliche, aber doch nur persönliche Idiosynkrasie war, wo es doch vielleicht aufregendere und vielleicht mehr in die Zukunft weisende Themen, Regionen und Projekte gab. Warum sollte sich jemand für diese Welt interessieren, der ja keine familiären Bindungen an diese Region hatte, auch wenn ich mit gleichaltrigen Kindern von Familien, die aus Böhmen, Mähren oder Schlesien vertrieben worden waren, aufgewachsen bin und Lehrer hatte, die als Displaced Persons nach dem Krieg im Westen geblieben waren. Aber wer einmal dort gewesen war, den ließ es nicht mehr los; und ich gehöre noch einer Generation an, von der der holländische Schriftsteller Geert Mak, einer der genauesten Beobachter dieser Region, gesagt hat, bei dieser Generation hätte noch immer der Krieg mit am Tisch gesessen, gleichsam als der unsichtbar anwesende Dritte. Daher wahrscheinlich auch der Drang, endlich herauszukommen aus der Welt des Kalten Krieges, der ja immerhin die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts über angedauert hatte.

Aber die Zeit der großen Erwartungen nach 1989 wurde auch zur Zeit der Ernüchterung, der Desillusionierung, der Enttäuschung und Erschöpfung. Die Zeit ging in den letzten dreißig Jahren so rasend schnell, dass man fast vergessen konnte, was alles auch geschehen war: die jugoslawischen Kriege der 1990er Jahre mit ihren Abertausenden von Toten und Hunderttausenden von Flüchtlingen, der Ausbruch von Hass und Rachegefühlen, die Not, die vom wirtschaftlichen Zusammenbruch ausgelöst wurde und Millionen zu Arbeitsmigranten gemacht hat, die ganze Dörfer entleert und Familien getrennt hat, soziale Verwerfungen, die in keinem Plan der Transformation vorgesehen waren. Auf all diese Probleme habe ich natürlich keine Antwort, ich will damit nur sagen, dass dreißig, vierzig Jahre »danach« uns jeder naive Umgang, sollte es ihn je gegeben haben, abhanden gekommen ist.

Ich dachte mir, dass es interessant sein könnte, sich einmal, noch einmal vor Augen zu führen, was mit dem »Traum von Mitteleuropa« eigentlich gemeint war, was sich darin ausdrückte, oder: was der historische Kontext war. Dies erstens. Zweitens möchte ich fragen, wie »Ereignisse von 1989« unsere Wahrnehmungen und unseren Horizont verändert haben. Und drittens möchte ich mich fragen, welche Konsequenzen die radikale Veränderung der *mental map* und einer neuen Zeiterfahrung »für uns« haben könnte, vielleicht sogar für das Geschichtsdenken.

Am Anfang war das Wort: Mitteleuropa

Um gleich zur Sache zu kommen, um die es in meinem Vortrag geht, möchte ich einige prominente Stimmen zitieren, die am Anfang des neuen Nachdenkens über Mitteleuropa in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts gestanden haben.

Eigentlich müßte Oswald Wieners *Die Verbesserung Mitteleuropas* – schon von 1969 – zitiert werden, obwohl es eher als eines der Gründungsmanifeste der österreichischen künstlerischen Avantgarde gilt; Wiener ging später nach West-Berlin und hat einiges zur Entprovinzialisierung der Inselstadt beigetragen.

1983 zuerst in *Le Debat*, dann 1984 in *The New York Book Review* und in der deutschen Zeitschrift *Kommune* erschien Milan Kunderas Essay »Un occident kidnappé oder die Tragödie Mitteleuropas«, der in gewisser Weise als Startschuss für eine Debatte gelten kann, an der sich führende Intellektuelle in ganz Europa, vor allem aber aus den Zentren des ehemaligen Ostblocks beteiligten. Für Kundera, den tschechischen Romancier, der in den 1970er Jahren seine Heimat verlassen hatte und nach Paris ins Exil gegangen war, bestand die Tragödie Mitteleuropas – und darunter verstand er die Ungarn, die Tschechen, die Polen: »Die unsichere Zone kleiner Nationen zwischen Russland und Deutschland« – darin, dass sie eigentlich durch ihre ganze Geschichte zwar dem Okzident, dem Westen zugehörig, durch die Machtverschiebung am Endes des

Zweiten Weltkrieges aber in die sowjetische Machtsphäre geraten waren.

»Nach 1945 verschob sich die Grenze zwischen diesen beiden Teilen Europas (des römisch-lateinischen Westens, des byzantinisch-orthodoxen Ostens – K. S.) um einige hundert Kilometer nach Westen, und einige Nationen, die sich immer als westlich verstanden hatten, erwachten eines schönen Tages und stellten fest, dass sie sich im Osten befanden. Folglich bildeten sich nach dem Krieg in Europa drei grundlegend verschiedene Zustände heraus: der von West- und der von Osteuropa und, am kompliziertesten von allen, der jenes Teils, der geographisch im Zentrum, kulturell im Westen und politisch im Osten liegt.«

In diesem Teil Europas habe sich das Drama der Nachkriegszeit abgespielt: der Ungarnaufstand, der Prager Frühling, die polnischen Revolten der 50er bis 70er Jahre. Mit der Einverleibung dieser Staaten in den russisch-sowjetischen Block seien sie von der Karte des Westens verschwunden.

»Eingezwängt zwischen den Deutschen auf der einen und den Russen auf der anderen Seite erschöpften sich die Kräfte dieser Nationen im Kampf um ihr Überleben und um ihre Sprache zu sehr. Nicht imstande, sich ausreichend ein europäisches Bewußtsein nahezubringen, blieben sie der am wenigsten bekannte und zerbrechlichste Teil des Westens, verborgen zudem hinter dem Vorhang von seltsamen und schwer zugänglichen Sprachen.«

Für Kundera ist mit der Verschiebung der politisch-militärischen Grenzen nach dem Krieg der zivilisatorische Raum, dem diese Staaten angehören, aber nicht wirklich aufgelöst.

»Was also Zentraleuropa ausmacht und bestimmt, können nicht die politischen Grenzen sein, sondern die grossen gemeinsamen Erfahrungen, die die Völker zusammenführen und sie immer

wieder neu und anders gruppieren innerhalb nur imaginärer und stets wechselnder Grenzen, wo die gleiche Erinnerung, die gleiche Erfahrung, die Gemeinsamkeit einer gleichen Tradition fortlebt.«

Es ist die kleinste der kleinen Nationen, ohne eigenes staatliches Territorium, die existenziell und exemplarisch für die Erfahrung Zentraleuropas steht: die Juden, als das Staaten übergreifende, kosmopolitische und integrative Element Zentraleuropas. Aber:

»Mit der Zerschlagung des Habsburgerreiches hat Zentraleuropa seine Bollwerke verloren. Hat es nicht nach Auschwitz, das die jüdische Nation in diesem Raum vernichtete, seine Seele verloren? Und 1945 von Europa losgerissen, existiert es überhaupt noch? Gewiss, seine Werke und seine Revolten zeigen, dass es ›noch nicht verloren ist‹.«

Anders als Milan Kundera, der es vorzieht, von Zentraleuropa zu sprechen, dem die Deutschen explizit nicht angehören, spricht György Konrad, der ungarische Romancier und Essayist, 1985 bewusst von Mitteleuropa unter Einschluss der Deutschen. Auf die Frage »Gibt es noch einen Traum von Mitteleuropa?« antwortet er mit einem entschiedenen Ja. Dieser Traum sei »romantisch und subversiv« und transzendiere die Blockgrenzen.

»Mitteleuropäer ist der, dessen staatliche Existenz und dessen staatlicher Kontext irgendwie künstlich ist und nicht ganz seinem Realitätsempfinden entspricht. Wenn sich die mitteleuropäischen Städte voreinander entfremden, so ist das ein künstlicher Zustand. Solange wir von Budapest aus nicht ohne Genehmigung für einen Opernbesuch nach Wien fahren dürfen, entspricht unsere Lage nicht der Friedenszeit ... Mitteleuropäer ist der, den die Teilung unseres Erdteils verletzt, berührt, behindert, beunruhigt und beengt ... Mitteleuropäer ist, wer die Teilung Europas weder für natürlich noch für endgültig hält.«

Der »mitteleuropäische Standpunkt ist ein blocktranszendenter. Mitteleuropäer zu sein ist eine Weltanschauung, keine Staatsangehörigkeit«. Eine besondere Rolle für diesen Zusammenhalt spielten die Städte. »Die Städte Mitteleuropas bleiben unrettbar provinziell, solange sie sich nicht zusammen mit den anderen als Städtesternhaufen betrachten ... Ohne Mitteleuropa bleiben alle unsere größeren Städte Endstationen, Grenzstädte, vielleicht sogar Frontstädte.«

Als dritte Stimme könnte man Czesław Miłosz, den aus Wilna stammenden polnischen Lyriker nennen, den Autor von *West-östliches Gelände*, den es nach Paris und dann an die amerikanische Westküste verschlagen hatte, der mit Kundera vor allem durch eine scharfe Ablehnung, ja Abgrenzung gegenüber der russisch-sowjetischen Welt verbunden war, was auf den Protest des im New Yorker Exil lebenden Leningrader russisch-jüdischen Lyrikers Joseph Brodsky stieß, weil damit die russische Kultur aus der europäischen ausgeschlossen werde.

In der späten DDR meldete sich der Wissenschaftler und Bürgerrechtler Jens Reich mit einem glänzenden Essay zum Thema zu Wort. Später kamen Autoren der jüngeren Generation hinzu, wie der polnische Schriftsteller Andrzej Stasiuk oder der Ukrainer Juri Andruchowytsh. Die Essays, Konferenzen, Ausstellungen häuften sich, sodass man durchaus von einem transnationalen »Diskurs« mit unterscheidbaren Positionen sprechen konnte. Claudio Magris, der mit seinem Buch zum Habsburg-Mythos in der modernen österreichischen Literatur einer der Pioniere der Wiederentdeckung Mitteleuropas gewesen war, sprach bereits vom »Allround-Begriff Mitteleuropa« und von einer neuen Mode.

Die Sprengung der Ost-West-Dichotomie

Es ist – nicht erst im Nachhinein – klar, worin die Brisanz, die Aktualität, ja die Sprengkraft der Wortmeldungen von Kundera, Konrad und anderen bestand. Sie hatten den Status quo der Nachkriegszeit, die Teilung Europas in Ost und West thematisiert und damit die

Landkarte – die kognitive, mentale, politische – in Frage gestellt und einen anderen Horizont eröffnet. Mitteleuropa hatte in der Zeit des Kalten Krieges ja nur noch auf der allabendlichen Wetterkarte der Fernsehnachrichten überlebt, auf der keine Territorialgrenzen eingezeichnet waren. Aber spätestens seit der Explosion des Reaktors in Tschernobyl am 26. April 1986 wusste man, dass radioaktive Wolken sich von territorialen und staatlichen Grenzen nicht aufhalten ließen. Timothy Garton Ash, der frühe und genaue Beobachter der mitteleuropäischen Umwälzung, brachte es auf den bündigen Satz: »Die Idee eines neuen Mitteleuropas rüttelt uns nicht nur aus unserem Jalta-Denkgebäude auf und zertrümmert die Mauer im Kopf, sie fordert auch andere Denkweisen, Prioritäten und Werte heraus.« Die Mitteleuropa-Diskutanten sprachen von ihren Erfahrungen vom Eingeschlossen-Sein, von Zensur und Unterdrückung jenseits des Eisernen Vorhangs. Ihre bloße Existenz verwies darauf, dass es jenseits der eingespielten Ost-West-Teilung noch etwas anderes, ein Drittes gab. Die Westeuropäer hatten sich fast schon daran gewöhnt, sich selbst mit Europa überhaupt gleichzusetzen, Westeuropa oder auch die EU als Europa schlechthin. Die eingespielte Rede vom Osten oder vom Ostblock suggerierte zudem eine Homogenität der östlichen Welt, die es in Wahrheit gar nicht gab, oder doch etwas Aufgesetztes, Erzwungenes, Oktroyiertes hatte, das die ethnische, sprachliche, kulturelle, religiöse Vielfalt verschleierte, weil sie nur noch in politisch-organisatorischen Zusammenhängen dachte: »der« Ostblock, Comecon, der Warschauer Pakt, das »sozialistische Lager«, »Totalitarismus«. Diese Begriffe thematisierten einen organisatorischen Gewaltzusammenhang, ignorierten und verschwiegen aber eine andere Realität, nämlich das Leben der Völker, Gesellschaften, Menschen. Der Mitteleuropa-Diskurs war eine Form der Delegitimierung des Status quo des geteilten Europas und die Wortmeldung einer unter der Oberfläche sich vorbereitenden zivilen Gegenkultur, die vorerst noch in Freundeskreise, private Treffen auf dem Lande oder Fliegende Universitäten verbannt war, aber bald schon die Definitionshoheit der offiziellen Sphäre untergrub und zerstörte, vor allem im Polen der katholischen Kirche und der Solidarność. Es gab

also neben dem östlichen Establishment noch eine andere Realität, die die sogenannten Realpolitiker im Westen mit Verweis auf eine mögliche Destabilisierung lange nicht zur Kenntnis nehmen wollten. Václav Havel hat diese Haltung in seiner *Anatomie einer Zurückhaltung* analysiert.

Es war nur zu verständlich, weshalb die Wortmeldungen der Mitteleuropäer als Provokation empfunden wurden. Das begann bereits mit dem Begriff Mitteleuropa. Michael Stürmer bezeichnete in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* die Wiederkehr des Mitteleuropa-Gedankens als »Versuchung vorgreifender Kapitulation«.

»Die neue Suche nach Mitteleuropa ist im westlichen Teil Deutschlands Ausdruck einer intellektuellen Malaise am politischen status quo. Man glaubt deshalb, ihre Bedingungen ignorieren zu dürfen. Die Lust am Untergang ist nicht zum ersten Mal Versuchung deutscher Intellektueller« (FAZ, 10. 12. 1986).

Für einige war schon der Begriff die Wiederkehr eines längst obsolet gewordenen Denkens, verbunden mit einer fatalen Geschichte Deutschlands. Und dafür gab es, wie der amerikanische Historiker Henry Cord Meyer schon 1955 in seiner Arbeit *Mitteleuropa in German Thought and Action 1848–1945* sehr früh gezeigt hatte, einen guten Grund. Mitteleuropa war seit dem 19. Jahrhundert mit den Vorstellungen eines grossen Machtblocks unter deutscher Hegemonie verbunden. Das begann schon mit den romantischen Vorstellungen eines Constantin Frantz, die sich gegen die Bismarck'sche kleindeutsche Lösung und für eine mitteleuropäische Konföderation aussprachen. Das gilt erst recht für Friedrich Naumann, den Zeitgenossen Max Webers und »Liberal-Imperialisten«, der programmatisch im Jahre 1915 die Schaffung Mitteleuropas als Ziel der deutschen Kriegsanstrengungen forderte; Mitteleuropa war seiner Meinung nach ein Friedensprojekt, das durch den Krieg endlich beschleunigt Wirklichkeit werden würde. Im selben Jahr wurde übrigens Mitropa, die Mitteleuropäische Schlafwagen und Speisewagen-Aktien-Gesellschaft gegründet, an die sich vielleicht die einen oder anderen noch

bei ihren Reisen in den Speisewagen der Deutschen Reichsbahn in der DDR erinnern mögen. Im Lichte der nationalsozialistischen Eroberungs- und Kolonialpolitik im östlichen Europa erscheinen alle diese Autoren gleichsam als Vorläufer und Vordenker des Nationalsozialismus oder stehen jedenfalls unter Generalverdacht.

Die Politik des deutschen Nationalsozialismus im Osten hat es für lange Zeit unmöglich gemacht, unbefangen über Mitteleuropa zu sprechen. Mitteleuropa war, so schien es, semantisch für immer kontaminiert, wurde a priori a priori mit deutschem Hegemoniestreben in Verbindung gebracht und bedurfte der Rechtfertigung – aber das gilt ja nicht nur für den Mitteleuropa-Diskurs. Nur hatte das Anliegen der osteuropäischen Bürgerrechtler, mit deren Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit nichts zu tun.

Wichtiger als der ideengeschichtlich bedingte Vorbehalt war für viele Kritiker des Mitteleuropa-Gedankens die Befürchtung, dass dieser zu einer Aufweichung und Subversion der europäischen Einigung, ja des Westens insgesamt führen würde, dass sich neutralistische Tendenzen ausbreiten und die Allianz gegenüber Kommunismus und Totalitarismus unterminiert werden würde; und umgekehrt sahen die Machthaber im Osten in der Mitteleuropa-Diskussion eine besonders raffinierte und subtile Form ideologischer Diversion. Es waren gerade glühende Anhänger eines vereinigten Europa, der Europäischen Gemeinschaft, die vor einem Rückfall in alte Zustände – Kleinstaaterei, Wiederaufleben von Nationalismus bis hin zur Revision von Grenzen – warnten, die den erreichten Stand der Integration rückgängig machen würden. Man muss bedenken, dass die 1980er Jahre Jahre der »Vertiefung«, der Intensivierung der Kohäsion der Europäischen Union waren, eine Zeit einer wirklichen Europa-Euphorie – man denke nur an den Abbau der Grenzkontrollen im Schengener Abkommen von 1985 etwa.

Definitionsversuche

Ein weiterer Grund für die Skepsis und die Ablehnung der Gedanken der Ostmitteleuropäer war gewiss auch die begriffliche Vagheit,

die Unentschiedenheit, was und wer denn alles unter Mitteleuropa zu verstehen sei. Man hat immer wieder moniert, dass Mitteleuropa ein allzu unbestimmter, vager, damit auch unbrauchbarer und sogar ideologisch leicht zu instrumentalisierender Terminus sei. Das ist wahr. Timothy Garton Ash hat gefragt: »Mitteleuropa – aber wo liegt es«:

»Ob es nun um die Definition von Europa oder Mitteleuropa geht, niemand kann ganz genau sagen, wo es beginnt oder endet. Deutsche legen den Mittelpunkt Mitteleuropas natürlich nach Berlin, Österreicher nach Wien ...« – »Sobald man den Begriff Mitteleuropa ins Spiel bringt, ist man von zänkischen Gespenstern umgeben, von rivalisierenden historischen, geographischen und kulturellen Erinnerungen und Ansprüchen.«

Bei dem Versuch, ein Mitteleuropa aus »einer jahrhundertelangen gemeinsamen mitteleuropäischen Vergangenheit bis 1945« herauszufiltern, finde man sich wieder in einem Gestrüpp, »das Menschen, Kulturen und Sprachen phantastisch ineinander verwickelt, in dem jeder Ort viele Namen hat und Menschen ihre Staatsangehörigkeit wie Kleider wechseln«. Heute würde man diesen Raum als ein hybrides Gebilde bezeichnen.

Für Hans Magnus Enzensberger, der sehr früh ins östliche Europa aufgebrochen war, war die Reise dorthin eine »Reise mit der Zeitmaschine«:

»Wir sind an jenem imaginären Ort, der Mitteleuropa heißt und nur aus ein paartausend solcher Wohnungen besteht, die über eine weite Landkarte verstreut sind: Zagreb, Brünn, Budapest, Wien, Krakau Triest, Berlin. Auch die Gastfreundschaft, die hier herrscht, ist von dieser opalisierenden Vergangenheit eingefärbt, von ihren Einverständnissen und ihrem Streit ...«

Aber es hat nicht an Versuchen gefehlt, die historische Region einzukreisen und zu bestimmen, wie das um die Ostsee sich erstreckende Nordosteuropa, das für viele Jahrhunderte stark vom Osmanischen Reich geprägte Südosteuropa, der mediterrane Süden, das westliche

Europa mit seinem karolingischen Kern – und dazu noch viele interne Unterscheidungen und Untergliederungen.

Oskar Halecki, der polnische Historiker, hat die Region in seinem *Grenzraum des Abendlandes* aus den 1950er Jahren als Region gefaßt, die sich gegen den deutschen Drang nach Osten und das russische Vorherrschaftsstreben zur Wehr setzt.

Tomás Garrigue Masaryk, der Soziologe und Gründer der Tschechoslowakei, hat mit Mitteleuropa das Gebiet der Kleinen Entente der Zwischenkriegszeit im Blick, nicht weit entfernt von Giseler Wirsings Buch von 1932 mit dem bezeichnenden Titel *Zwischeneuropa*, das allerdings stark nach Pufferstaat, Glacis, Peripherie klingt.

Der ungarische Mittelalter-Historiker Jenö Szücs hat vorgeschlagen, entlang von Strukturgrenzen von einer Dreiteilung des Kontinents zwischen Atlantik und Ural zu sprechen, dem karolingischen Westen mit seinen Rechtsverhältnissen – Verhältnis von Kirche und Staat, Lehensbeziehungen, Stadtluft macht frei – einerseits, dem Osten, der mit Moskowien und Russland gleichgesetzt wird – Symphonie von Staat und Kirche, Leibeigenschaft, Autokratie –, und einer Zone, in der sich beide Sphären überlagerten.

Ein wichtiger Beitrag zur Eingrenzung ist die allerdings nur bis ins 18. Jahrhundert reichende Geschichte Ostmitteleuropas Werner Conzies, die vor allem die ethnische, soziale, kulturelle Gemengelage der Region ins Zentrum gerückt hat. Der Begriff wandelt sich, das hat Larry Wolff in seiner Arbeit über die Konstruktion Ostmitteleuropas im Denken der europäischen Aufklärung gezeigt, und lange galt das, was heute als Osten bezeichnet wird, als Norden – Sankt Petersburg als »Palmyra des Nordens«. Die Wandlungen des Begriffs reflektieren gewiss auch die sich wandelnde Geschichte und wechselnden Schicksale dieses Raumes.

Trotz der zahlreichen und oszillierenden Charakterisierungen kann man doch eines festhalten: Die Diskussion der 1980er Jahre drehte sich nicht nur um geographische Bestimmungen, sondern hatte etwas mit dem Wachsen einer Bürgergesellschaft, mit der Sehnsucht nach nationaler Selbstbestimmung, mit Zivilcourage, der Suche nach einem »Dritten Weg« und Havels Motto »Die Wahrheit sagen« zu

tun. Im Übrigen hat sich in einer Welt, in der das Englische zur *Lingua franca* geworden ist, längst der Terminus *East Central Europe* durchgesetzt und auch linguistisch-semantisch zu einer Entspannung geführt.

Die Mitteleuropa-Diskussion hat die Welt von Jalta-Europa und die Mauer im Kopf erschüttert und hat etwas formuliert und antizipiert, was dann, obwohl längst geahnt, über Nacht auch eingetreten ist – ausgerechnet in dem Augenblick, da Francis Fukuyama gerade das »Ende der Geschichte« ausgerufen hatte. Die Ereignisse in den ostmitteleuropäischen Hauptstädten – nicht zuletzt aber auch in Moskau, in der Hauptstadt des östlichen Blocks – hatten nicht die Realisten, sondern die Träumer ins Recht gesetzt. Mitteleuropa war nicht, wie zum Beispiel Rolf Schneider meinte, ein »geschminkter Leichnam«. Die Intellektuellen in Budapest, Prag und Krakau mit ihren kleinen Zirkeln und Freundschaftskreisen waren näher an der Wirklichkeit, die sich zu bewegen begann, als jene, die sich in den anscheinend auf alle Ewigkeit geltenden Verhältnissen eingerichtet hatten. François Bondy, der Europäer aus Prag mit Wohnsitz in Zürich, einer der beharrlichsten Beobachter, hat die mitteleuropäischen Intellektuellen die »vorwärtsgewandten Nostalgiker« genannt. Man könnte hier auch Brechts Zeile zitieren – geschrieben im Jahre 1944:

»Am Grunde der Moldau wandern die Steine
Es liegen drei Kaiser begraben in Prag
Das Grosse bleibt gross nicht und klein nicht das Kleine
Die Nacht hat zwölf Stunden, dann kommt schon der Tag.«

Und so ist es auch gekommen, auch wenn die meisten Europäer darauf nicht vorbereitet waren.

Ein neuer Raum und die Veränderung der mentalen Karte

Das Verschwinden der Großen Grenze hat einen bisher verschlossenen Raum geöffnet. Landschaften, von denen man bisher nur vom Lesen oder Hörensagen etwas wusste, waren jetzt mit einem Mal zugänglich. Städte traten wieder in Nachbarschaften ein, die sich fremd geworden waren, traten wieder in Beziehung. Grenzregionen traten wieder in Kraft. Zusammenhänge, die zerstört waren, wurden wieder sichtbar, frei gelegt und neu verknüpft. Orte, die nur noch in der Erinnerung oder in der Phantasie existiert hatten, waren nun wirkliche Orte.

Es begann eine Zeit der Entdeckungsfahrten, für die einen unmittelbar und schnell, während sich andere bis auf den heutigen Tag nicht auf den Weg gemacht haben. Es war vorerst nicht die Zeit der großen Monographien, sondern der Reportage, die den sich überstürzenden Ereignissen auf den Fersen bleibt. Historiker, die gewohnt waren, über den Fall von Imperien zu schreiben, wurden jetzt zu dessen Augenzeugen. Es war die Zeit der großen Ausstellungen, in denen ein verborgener kultureller Kontinent wieder zum Vorschein kam. Eine Suchbewegung, die alten Verbindungen nachging, setzte ein, oft mit Kartenwerken, alten Baedekern, und der ganzen Literatur der von dort Vertriebenen und Geflüchteten im Gepäck. Nach und nach traten Städte, die nur noch historische Namen gewesen waren, wieder in die Gegenwart ein. Auf einmal gab es das Geburtshaus von Paul Celan in Czernowitz zu sehen, das jetzt aber Tschernowzy hiess und in der Ukraine lag, und bald auch schon ein Literaturfestival, zu dem Schriftsteller aus ganz Europa kamen. Man lernte, Landschaften wie Palimpseste zu lesen und zu dechiffrieren und neu zusammzusetzen. Überall hatte das Imperium seine Spuren hinterlassen, in Gebäudetypen, Platzformen, Fassaden: die Paläste des Lloyd Triestino, die Hotels, die Cafés, die Bahnhofshallen mit den Mosaiken, auch die Gefängnisse und Kasernenanlagen, Schulgebäude und die Volksparks mit den Pavillons für die Musikkapellen. Städte traten nun in den Horizont, von denen man im Westen wenig bis gar nichts wußte: Brünn/Brno – die Stadt der weissen Villen im Bauhausstil;

Bukarest, das Paris des Ostens; Łódź – das Manchester des Ostens, das nun für seine grandiosen Industrieanlagen neue, postindustrielle Nutzungen finden mußte. Novi Sad, die Jugendstilstadt und Stadt Aleksandas Tišmas und Danilo Kiš, war erst wieder aufgetaucht, als Nato-Tomahawks die Donaubrücke trafen. Vielleicht darf man auch Kaliningrad nennen, das einmal Königsberg war und von dem, wenn man nur genau hinsah, mehr übrig blieb, als man auf den ersten Blick sah. Eine ganze Reihe von »magischen Städten« fallen einem ein: das ukrainische Brody mit Joseph Roths Gymnasium, Vilnius/Wilna/Wilno/Vilne, das Jerusalem des Ostens, Breslau/Wrocław, die »Blume Europas«, wie Norman Davies die Stadt genannt hat.

Man musste keine Angst haben, in gedankenlose Nostalgie zu verfallen, denn es gab keinen Ort, an dem man nicht mit den Katastrophen des 20. Jahrhunderts konfrontiert worden wäre. Wo immer man unterwegs war, stieß man auf die Adressen der Verschwundenen, Getöteten, Deportierten, Vertriebenen. Städte konnten noch so unversehrt erscheinen, ihre Bewohner, ganze Bevölkerungen waren verschwunden oder ausgewechselt, so das einst jüdische Lemberg, das polnische Lwów Adam Zagajewskis und Stanislaw Lems oder Hans-Georg Gadammers und Fritz Sterns Breslau. Überall bekam man es zu tun mit Italo Calvinos »unsichtbaren Städten«, auch mit Mitteleuropa als Kontinent der Friedhöfe – Hugo von Hofmannsthals »ganz vergessener Völker Müdigkeiten«.

Die Wiederentdeckung der mitteleuropäischen Städte war ein bedeutungsvoller Vorgang, denn er veränderte unsere Vorstellung von Europa, dessen Zentren eben nicht nur Paris oder Brüssel oder Straßburg waren. Städte, die aus der Zeit herausgefallen erschienen, waren plötzlich wieder da, in Reichweite und bald schon in einen komfortablen und boomenden Städtetourismus einbezogen. Niemand hatte sich auch nur kurz vor dem Fall der Mauer und der Öffnung des Eisernen Vorhangs vorstellen können, dass schon bald Hunderttausende auf Bus- und Billigfluglinien unterwegs sein würden: von Danzig nach London-Stansted, von Lemberg nach Bergamo, dass bald ganze europäische Regionen im Westen und Süden abhängig sein würden von der Pendelbewegung von Millionen von Arbeits-

migranten. Auf den Basaren wie dem im Stadion in Warschau-Praga oder in Chmelnizkyj in der westlichen Ukraine arbeiteten täglich Hunderttausende von sogenannten Ameisenhändlern an der Wiederverknüpfung Europas von unten. Unvergesslich die sogenannten Polenmärkte auf dem Potsdamer Platz in Westberlin oder auf dem Mexikoplatz in Wien – die Geschichte dieses Europa von unten, seiner Kriechströme, Karawansereien und Kontakthöfe ist noch nicht geschrieben und längst in den Schatten ganz anderer, gewaltiger neuer Wanderungsbewegungen gerückt. Das Netz der alten Städteachsen ist wieder aufgenommen und auf den Stand des neuen Jahrhunderts gebracht – mit Autobahnen und Verkehrskorridoren, die von Brüsseler Planern entworfen und von der EU finanziert wurden, Flughäfen haben Zeitgleichheit hergestellt, die Metropolen-Konkurrenz ist neu eröffnet, eine *peregrinatio academica* neuen Typs ist in Gang gekommen – jedenfalls bis in die allerjüngste Zeit.

Erinnerungsraum und Doppelerfahrung

Wir sind damit auch in eine Geschichtslandschaft eingetreten, die uns, den Leuten auf der westlichen Seite Europas, bisher eher fern oder nur abstrakt, vom Lesen von Dokumenten, Erinnerungen, dem Betrachten von Photographien – manchmal auch aus dem Familienalbum – geläufig gewesen ist. Aber es ist etwas anderes, ob man von etwas gelesen hat oder ob man vor Ort war, wo alles geschehen ist. Wer im östlichen Europa unterwegs war oder ist, bewegt sich immer schon auf Spuren, denen er kaum ausweichen kann, den Spuren des Kriegs, des Völkermords, der Flucht und Vertreibung. Man bewegt sich, zumal wenn man aus Deutschland kommt, immer schon auf Spuren, auf denen, ob man will oder nicht, andere vor uns unterwegs waren, auch mein Vater, wie ich aus Photos oder dem Wehrpass entnehmen konnte, oder Franz Joseph Strauß, der in seinen Memoiren berichtet, wie er im Juni 1941 Augenzeuge der antijüdischen Pogrome in den galizischen Städten wurde.

Als ich Anfang der 1980er Jahren zum ersten Mal nach Lemberg

kam – mit dem Jugendstilbahnhof von 1904, dem neobarocken Opernhaus von Zygmunt Gorgolewski, dem Łyczakowski-Friedhof, dem Corso und dem Hotel George, dem Landtag, der heutigen Universität –, da gab es keinen Hinweis außer in dem alten Baedeker, dass es einmal eine polnisch-jüdisch-ukrainisch-deutsche Stadt war. Man entdeckte mit Mühe die Stelle, wo die Goldene Rose gestanden hatte, man fand schliesslich das Israelitische Krankenhaus und die einzige Synagoge, die als Sportsaal der Universität überlebt hatte. Und so war es fast überall. Die Spuren des Judentums waren im einstigen Zentrum des östlichen Judentums getilgt, ihre Bauten gesprengt, eingeebnet, umfunktioniert. Gegenwärtig werden die Fundamente der alten Schul-Synagoge in Vilnius freigelegt, dort stand auf dem 1946 geräumten Gelände jahrzehntelang ein Kindergarten. Man entgeht, wo immer man unterwegs ist, nirgends den Spuren des Völkermords in der Region, die einmal die Heimat des osteuropäischen Judentums war. In den Baedekern der Vorkriegszeit finden sich die Karten mit den Eisenbahnlinien Mitteleuropas, die alle in dessen Zentrum zusammenzulaufen scheinen, an einem Ort, dessen Namen damals kaum jemand kannte – Auschwitz

Aber damit nicht genug: Wer sich dort bewegt, bewegt sich fast überall in einer Landschaft einer doppelten und zweifachen Gewalterfahrung, die über den Kontinent hinweg gegangen ist, und vor der man in anderen Teilen des Kontinents verschont geblieben ist. Man ist unterwegs in einer Region, die zwischen die Fronten von Hitlers und Stalins Reich geraten war, Timothy Snyder hat sie »Bloodlands« genannt. Da sind dann alte Gefängnisanlagen zu sehen – vielleicht noch aus der Zeit des Habsburger oder Russischen Reiches –, die wechselweise kurz hintereinander von Gestapo und NKWD übernommen worden sind, oder Orte, wo Exekutionsplätze der einen wie der anderen nicht weit voneinander entfernt liegen. Dieser Erfahrung sind heute oft Museen und Gedenkstätten gewidmet – etwa in Lemberg, Riga, Vilnius –, nicht abgeleitet aus einer Ideologie oder Theorie des Totalitarismus, sondern aus den vor Ort gemachten und bezeugten Erlebnissen und Erfahrungen; was das bedeutet in einer zwischen alle Fronten geratenen, ausgeweglosen Stadt, kann man in

einer Studie, wie sie Omer Bartov zum galizischen Shtetl Buczacz vorgelegt hat, sehen.

Am Ende traf es auch die Deutschen selbst, die seit Jahrhunderten in dieser Region ansässig gewesen waren – seit der Siedlung des Hochmittelalters, dieser großen Verwestlichungs- und Modernisierungsbewegung –, die dafür gesorgt hatten, dass in weiten Zonen Ostmitteleuropas die deutsche Sprache für lange Zeit zur *Lingua franca* geworden war. Der Horror des Nationalsozialismus riss letztlich alles, was an Deutschen und deutscher Kultur im östlichen Europa über Generationen hinweg entstanden war – von Baltikum bis zur Gottschee, von Bessarabien bis Schlesien, mit sich in den Abgrund. Und so sind Reisen in die mittlere und östliche Region Europas auch Reisen auf den »Verschiebebahnhof der Völker«. *Unmixing nations, population transfer*, Aussiedlung und Umsiedlung waren Mittel der »ethnischen Flurbereinigung« geworden, zur Beseitigung der gemischten Welt und zur Schaffung von homogenen Nationalstaaten, in denen man die endgültige Lösung aller Konflikte sah. Es ist kein Zufall, dass wichtige Beiträge zu einer Reflexion dieser Erfahrungen eben von Köpfen aus der Region kamen, man denke etwa an die Formulierung des Tatbestandes des Genozids durch den aus Lemberg kommenden Rafal Lemkin oder die Ausführungen zum Status der Staatenlosen und Vogelfreien im Werk Hannah Arendts, die in Königsberg aufgewachsen war und in New York starb.

Vielleicht ist hier eine leicht germanozentrische Sicht auf das östliche Europa im Spiel, aber was ich damit deutlich machen wollte, ist, dass mit dem Verschwinden des Eisernen Vorhangs sich eine Geschichtslandschaft geöffnet hat, die in ihrer heillosen Verworrenheit ganz neue Anforderungen an die geschichtliche Arbeit gestellt hat – aber auch Chancen eröffnet, sich einer europäischen Geschichte als ganzer und nicht nur als einer westeuropäisch oder westlich zentrierten zu stellen. Es gab diesen Aufbruch nach 1989 in eine neue Geschichtsarbeit, mit neuen Quellen, neuen Zeugen und Forschungen – ich denke etwa an den grossartigen Beginn einer gemeinsamen Aufarbeitung des Vertreibungskomplexes durch österreichische, deutsche, polnische, tschechische Forscher, an die polnisch-russische Kommission

für schwierige Fragen, die sich mit Katyn befaßte, an die zuerst so eindrucksvolle Arbeit der polnisch-ukrainischen Kommission zu den Gräueln in Wolhynien, an die Aufarbeitung von Kollaboration und Antisemitismus – wobei kaum jemand die Illusion haben konnte, dass sich sogleich ein neues integrales »Gesamtnarrativ« oder eine gemeinsame europäische Erinnerungskultur ergeben würde. Im Gegenteil: Erst einmal ging es darum, all die bisher unterdrückten und ungehörten Stimmen zu Wort kommen zu lassen, auch mit dem Risiko, in alt-neue Mythologisierungen und Verfeindungen zu verfallen. Es war die Zeit vielleicht nicht der Großen Erzählung, aber des großen Erzählens angebrochen.

Zeit der Erwartungen

Man kann sich nach all dem Gesagten fragen, weshalb man heute, dreißig bis vierzig Jahre nach dieser Diskussion, sich überhaupt mit dem Mitteleuropa-Thema beschäftigen soll. Gibt es nicht genügend andere, und vielleicht viel dringlichere, näher liegende Themen, und sind wir nicht inmitten einer Zeit, die uns so sehr verunsichert, überumpelt findet, dass es einem die Sprache verschlägt und einen in vieler Hinsicht überfordert und ohnmächtig zurücklässt? Ich möchte gar nicht von der Pandemie sprechen, die unser gewöhnliches Leben aus dem Tritt gebracht hat und die uns vor die Frage stellt, ob wir nicht wieder einmal neu über den Lauf der Geschichte nachdenken müssen, über die Kräfte, die im Spiel sind, und ob wir uns dazu nicht Vokabeln zurückrufen müssen, die es im Wortschatz der aufgeklärten, dem Fortschritt Verpflichteten, fortschrittsgewöhnten und friedensverwöhnten Welt nicht mehr geben dürfte: Schicksal etwa. Und ist nicht der Rückblick auf eine Diskussion, die sich irgendwann in einer schon so ferngerückten Zeit ereignet hat, nicht eine antiquarische Angelegenheit, ein Luxus, den man sich eigentlich nicht erlauben sollte?

Gravierende Ereignisse, soziale Verwerfungen seit dem *annus mirabilis* 1989 haben die Karte neu gezeichnet. Claudio Magris hatte recht,

als er bemerkte, dass man nach dem Fall der Mauer und des Eisernen Vorhangs schon bald nicht mehr von Mitteleuropa sprechen würde. Schon früh hatte der beobachtet, dass das Reden von Mitteleuropa ohnehin zu einer Mode geworden war und eine Remythisierung eingesetzt hatte.

»Der Mitteleuropa-Diskurs erzeugte oft einen Kurzschluss zwischen einer künstlichen Verherrlichung und einer ebenso künstlichen Verunglimpfung, beide erstickend in ihrem Wiederholungszwang. Mitteleuropa war eine Allroundmetapher geworden, die alles und sein Gegenteil bedeuten konnte, nostalgische Rückständigkeit und emanzipatorische Ansprüche, Verslossenheit und Offenheit, Fortschritt und Reaktion ... Als ich mich jener Welt näherte, sprach, anders als heute, außerhalb Österreichs fast niemand von ihr. Sie schien versunken und vergessen. Manchmal spielt uns die Geschichte solche Streiche: Etwas, das überholt und abgestorben schien, taucht plötzlich weder auf und ist aktuell wie nie zuvor, während sich das, was aktuell und zukunftssträftig schien, als veraltet herausstellt.«

Die Zeit ist über die Erfahrungen von gestern hinweggegangen. Die Karte Europas wurde neu gezeichnet. Wir wurden Augenzeugen der Auflösung der letzten Vielvölkerreiche des 20. Jahrhunderts, der Sowjetunion und Jugoslawiens. Der Krieg war zurück in Europa, Grenzen, die man einmal mühelos überquert hatte, wurden jetzt zu Frontlinien. Ethnische Säuberungen, die Europa, wie es schien, hinter sich gebracht hatte, waren zurück mit Mordkommandos, Aber-tausenden von Toten, zerstörten Städten und Dörfern und Hundert-tausenden von Vertriebenen und Flüchtlingen. Aus dem Traum eines grenzenlosen Europa war Kriegsgelände geworden.

Die Ostmitteleuropäer waren mit ihren gewaltlosen oder samteneu, durch ihre »sich selbstbeschränkenden zivilen Revolutionen« (Jad-wiga Staniszkis) zurück im Bewußtsein des Westens, die Ostmittel-europäer waren »zurück in Europa«, wie sie immer gefordert hat-ten. Aber schon bald sprach man nicht mehr von Ostmittel-Europa,

sondern von Europa, von der Europäischen Union, die sich bald um die neuen Mitglieder erweiterte – eine West- und Osterweiterung zugleich. Mit blankem Auge konnte man den rasanten Wandel verfolgen, genauer: Man konnte kaum folgen: Wie die Wolkenkratzer in Downtown-Warschau in den Himmel wuchsen, wie zur Silhouette des mittelalterlich-hanseatischen Tallinn/Reval eine neue Skyline hinzukam oder das *Gresham Palace* in Budapest auf den letzten Stand der Standards der *Four-Seasons-Kette* gebracht wurde.

Das alles ist wahr, aber es hatte auch die andere Seite: den Exodus von einer Million Polen ins Vereinigte Königreich, das schon bald ohne diese Zuwanderung nicht mehr funktioniert hätte – nicht nur der *plombier Polonais* –, zehn Prozent der Bevölkerung, die Lettland Richtung Westen verließen, oder zweieinhalb Millionen Rumänen, die vornehmlich nach Südeuropa zogen. Es wurden nicht nur die Verbindungskorridore zwischen den alten Metropolen wieder aufgenommen, sondern eine neue Spaltung ging durch die Länder zwischen Stadt und Land, auch zwischen Arm und Reich, den neuen *gated communities* einer sich bildenden Mittelklasse und den Landstrichen, in denen sich Infrastrukturen auflösten. Mit dem Fall der Großen Grenze und der Auflösung des sozialistischen Lagers, mit dem Siegeszug liberaler Reformen, die an vielen Stellen eher oligarchische, kleptokratische und mafiöse Projekte waren, schien die zweite Runde der Globalisierung eröffnet, mit unerhörter Durchschlagskraft und allen Problemen, die sich aus der Desertion des Staates aus der Verantwortung für das Ganze der Gesellschaft ergeben mussten. Rückblickend ist es nicht nur eine Erfolgsgeschichte, sondern auch eine über die Region hinausgehende, sich steigernde Krisen-Sequenz: der Schock von 9/11, Finanzkrise, Euro-Krise, Migrationskrise, Pandemie, nicht zu vergessen der Krieg am östlichen Rand Mitteleuropas, die russische Okkupation der Krim, die Niederschlagung der Volksbewegung in Belarus und – ja, auch das gehört dazu: die Szenen vom Flughafen in Kabul.

Was hiermit nur angedeutet werden kann, ist dies: Der Traum, den viele 1989 haben konnten, ist eingeholt worden von Vorgängen, die eher etwas mit Alpträumen und Traumata zu tun haben, Befreiung auch als eine Öffnung der Büchse der Pandora.

Es bringt nicht viel, im Nachhinein die Vordenker Mitteleuropas der Träumerei zu bezichtigen, der Naivität oder gar der Romantik. Es führt nicht weit, Traum und Wirklichkeit, Idee und Realität zu konfrontieren und im Nachhinein nicht ohne triumphale Gesten darauf hinzuweisen, wie sehr sich doch die Idee wieder einmal blamiert hat. Sie haben nur etwas getan, was man in der Sprache von Reinhart Koselleck beschreiben kann als die Formulierung eines neuen Erfahrungs- und Erwartungshorizonts. Oder, wie Robert Musil im *Mann ohne Eigenschaften* über das Ineinander von Wirklichkeitssinn und Möglichkeitssinn gesagt hat: »Wenn es Wirklichkeitssinn gibt, muss es auch Möglichkeitssinn geben«.

Auf alles gefasst sein

Die Zeit ist über die Erfahrung von 1989 und folgende hinweggegangen. Eine neue Wirklichkeit hat sich aufgebaut, eine, die bis vor kurzem immer wieder als »unvorstellbar« beschrieben wurde. Kaum jemand hat sich damals vorstellen können, dass die Protatonisten einer zivilgesellschaftlichen Umwälzung einmal Propagandisten einer »illiberalen Demokratie« werden würden. Niemand hat sich die brennenden Türme des World Trade Center vorstellen können, in Wirklichkeit, nicht als Katastrophenfilm. Viele ahnten, dass etwas nicht stimmen kann, aber dass es 2008 zum Fast-Absturz des globalen Finanzsystems kommen würde, geschah eher hinter dem Rücken des Publikums. Und dass ein Virus die ganze Welt für einen Augenblick zum Stillstand bringen würde, auch das war wohl eine schockierende, unerhörte Erfahrung.

Allenthalben spricht man von der »Welt aus den Fugen«, »Zeit aus den Fugen«, vom »Ende aller Gewissheiten«. Historiker sind nicht zuständig für die Zukunft, in der sich eher Propheten oder Cassandra auskennen. Aber Historiker sind auch Zeitgenossen, und sie haben Teil an der unsicher gewordenen Welt und der Verunsicherung, die zu verschweigen nicht möglich ist. Ich kann mich nicht wirklich zur »geistigen Situation der Zeit« äußern, wie das in Abständen und

meist in Situationen des Umbruchs versucht worden ist. Es sind eher Reflexionen der eigenen Tätigkeit.

Vielleicht müssen wir gar nicht so erstaunt sein über das Ausmaß der Verunsicherung, sind wir doch Augen- und Ohrenzeugen eines ungeheuren Vorgangs geworden, das Ende einer Konstellation des Kalten Krieges und der zweigeteilten Welt, die nun auseinanderdriftet und sich neu konfiguriert, mit neuen Zentren, mit Abstieg der einen und Aufstieg der anderen und den dabei unvermeidlichen Reibungen und Konflikten, über deren Ausgang wir nichts wissen können. Was mir aber gewiss erscheint als Historiker und Zeitgenosse, ist, dass die über uns gekommenen oder hereinstürzenden Ereignisse uns eigentlich darüber belehren müssten, dass die Zukunft sich meist nicht dem Erwartungshorizont fügt, der sich aufgebaut hat und der schon gar nicht nach einem Plan verläuft. Man konnte 1989 leicht die Vorstellung haben, dass sich nun alles zum Guten oder sogar Besten fügen würde, dass es doch so etwas wie eine Logik des Fortschritts gebe, ja selbst der Begriff der Transformation schien nicht nur neutral etwas objektiv zu beschreiben, sondern meinte zugleich ein inhärentes Ziel, ein *telos*, und Vieles, was man sich – nicht zuletzt in den *think tanks* der Transformationsforschung – zurecht gelegt hatte, war nicht frei von einer insgeheimen Teleologie, geprägt von einer Prozesslogik des Fortschritts und spontaner Fortschrittzuversicht. Viele Historiker, und ich nehme mich nicht davon aus, mussten neu lernen, noch einmal in die Schule gehen und erst einmal zur Kenntnis nehmen, dass sie es verlernt hatten, sich auf Brüche, Umstürze, die Disruption – den Augenblick der Wahrheit – einzustellen, auch wenn sie viel über Revolutionen, Kriege usw. gearbeitet hatten. Vielleicht trifft der Titel von Christopher Clarks Buch zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs – *Die Schlafwandler* – nicht nur für jene fatale Konstellation vom Juni 1914 zu, sondern beschreibt einen Zustand, in dem sich Gesellschaften, Staaten, Systeme in langen Stabilitätsphasen eingerichtet haben bis zu dem Punkt, in dem auf einmal das Selbstverständliche aufhört, selbstverständlich zu sein, wie das in Krisen und Katastrophen dann geschieht. Die Lehre für mich ist, durch das Miterleben dieser Umbruchzeit beschleunigt, die Wiederkehr der

Wucht der Kontingenz, also jener zufällig scheinenden, aber doch nicht zufälligen, wie aus heiterem Himmel kommenden Ereignisse, in denen Kräfte zusammenschießen und Konstellationen auseinander gesprengt werden, die bis dahin nicht wahrgenommen worden sind, die nicht – wie man heute sagt – »auf dem Radarschirm« waren. Der Schock der Plötzlichkeit, das Aussetzen des Gewohnten und Vertrauten, die Fassungslosigkeit gegenüber einem Ereignis, für das man keine Worte hat – und worüber man dann, so Ludwig Wittgenstein, auch zu schweigen hat –, das Erschrecken, das einen unvorbereitet trifft – das sind meines Erachtens Erfahrungen, die auch den Modus der Wahrnehmung von Geschichte und die Geschichtsschreibung selbst beeinflussen: Man wird herausgerissen aus der Prozesshaftigkeit und den Routinen der *longue durée* und muss sich einstellen auf die Situation, in der alles kippt. Über die verzögerte Wahrnehmung in der langen Endzeit des alten Europa hat ebenfalls Musil im *Mann ohne Eigenschaften* geschrieben: »Ein grosses Ereignis ist im Entstehen. Aber man hat es nicht gemerkt«.

Man kann die Überrumpelung durch das unvorhergesehene Ereignis, den Einbruch der Kontingenz als die Stunde des Erwachens, der Desillusionierung und damit der Selbstaufklärung verstehen, und wo wir, die nun so viel zusammengetragen haben an Vergangenheitswissen, ratlos da stehen. Ernst Bloch hat in einer unübertrefflichen Formulierung klar gemacht, dass es nicht die Vergangenheit ist, über die wir als Nachgeborene und Mehrwissende verfügen können, und dass nicht die Zukunft, über die wir ungestraft paradiesische oder apokalyptische Vorstellungen entwickeln dürfen, das Schwierigste ist, sondern die Gegenwart. Er sprach von der Gegenwart als dem »Dunkel des gelebten Augenblicks«, und er meinte damit, dass wir gleichauf mit dem Tumult und dem Chaos der Ereignisse sind, in denen es die privilegierte Position des Überblicks nicht gibt und in der es ganz und gar auf Geistesgegenwart, Gegenwartsbewusstheit, auf Wachheit ankommt, auf Navigieren in einem offenen Gelände, in dem sich alle Koordinaten verschieben. Aus Geschichte kann man etwas lernen, indem man sich vertraut macht mit bestimmten Situationen, aber Geschichte liefert keine Rezepte, Analogieschlüsse

führen meist in die Irre. Hannah Arendt hat für diese Situation – das Hinaustreten in das Offene, das die Gegenwart ist – von einem »Denken ohne Geländer« gesprochen. Eigentlich ist eine Umbruchszeit, eine Interimszeit, in der alt gewordene Zustände abgewickelt werden und sich die neuen erst in Umrissen zeigen, die ideale Situation, auf Entdeckungsfahrt zu gehen – mit oder trotz all der Risiken, die damit immer verbunden sind.

Mitteleuropa ist auf eine glückliche Weise in einem größeren Europa aufgegangen, und man kann nur hoffen, dass jenes Mitteleuropa, das sich gesondert im Visegrád-Bündnis gefunden hat, dem größeren Europa zur Stärkung gereicht. Nach dem Zerfall der Imperien und der Wiederkehr der »ostmitteleuropäischen Kleinstaaterei«, vor der der große ungarische Historiker István Bibó nach dem Krieg so sehr gewarnt hatte, sieht man sich um, ob nicht doch etwas aus den alten Imperien für heute zu lernen ist. Man hat die Europäische Union manchmal mit einem post-imperialen, mit einem liberalen Imperium neuen Typs verglichen und naturgemäss den Blick auf die Donau-Monarchie gerichtet, durchaus nicht nostalgisch. Und vieles, was über »Kakanien«, dem wohl unbestrittensten Terrain des alten Mitteleuropa gesagt wurde, trifft ja auch auf die Europäische Union zu. Ich muss hier wieder Robert Musil zitieren:

»Dort, in Kakanien, diesem seither untergegangenen, unverstandenen Staat, der in so vielem ohne Anerkennung vorbildlich gewesen ist, gab es auch Tempo, aber nicht zuviel Tempo. Sooft man in der Fremde an dieses Land dachte, schwebte vor den Augen die Erinnerung an die weissen, breiten wohlhabenden Straßen aus der Zeit der Fussmärsche und Extraposten, die es nach allen Richtungen wie Flüsse der Ordnung, wie Bänder aus hellem Soldatenzwillich durchzogen und die Länder mit dem papierweissen Arm der Verwaltung umschlangen. Und was für Länder! Gletscher und Meer, Karst und böhmische Kornfelder gab es dort, Nächte an der Adria, zirpend von Grillenunruhe, und slowakische Dörfer, wo der Rauch aus den Kaminen wie aus aufgestülpten Nasenlöchern stieg und das Dorf zwischen zwei kleinen Hügeln kauerte ... Natürlich

rollten auf diesen Straßen auch Automobile; aber nicht zuviel Automobile! Man bereitete die Eroberung der Luft vor, auch hier; aber nicht zu intensiv.« ... »Und verwaltet wurde dieses Land in einer aufgeklärten, wenig fühlbaren, alle Spitzen vorsichtig beschneidenden Weise von der besten Bürokratie Europas, der man nur einen Fehler nachsagen konnte: sie empfand Genie und geniale Unternehmungssucht an Privatpersonen, die nicht durch hohe Geburt oder einen Staatsauftrag dazu privilegiert waren, als vorlautes Benehmen und Anpassung.«

Es ist nicht schwer, diese Charakterisierung in die Sprache unserer Zeit – *muddling through* – zu übersetzen. Nicht ohne Faszination schauen wir auf die ungeheure Komplexheit dieses mitteleuropäisch-kakanischen Gebildes und dass es überhaupt so lange funktioniert hat. Wenn man heute von transnationaler, multiethnischer, multikultureller und multireligiöser Gesellschaft spricht, dann kommt man am Studium der unüberbotenen Komplexheit dieser Region, ihres Management und ihres letztlich Scheiterns nicht vorbei. Man hat den Eindruck, dass alle diese Probleme schon einmal erörtert worden sind. Kakanien als Laboratorium eines modernen Europa. Das ist beschrieben worden in Carl Schorskes Buch zu Gesellschaft und Kultur Wiens im *fin-de-siecle*, und diesem Thema war die große Zusammenschau *Traum und Wirklichkeit. Wien 1870–1930* gewidmet. Wenn man sich noch einmal den Katalog ansieht und mit Hans Hollein virtuell durch die Ausstellung geht, dann wird einem die unüberbotene Komplexheit, ihre Produktivität und die Suche nach einem Ausweg vor Augen geführt. Das ist das Nebeneinander und die Konfrontation der in diesem Raum generierten Kräfte: die blutbefleckte Uniform Franz Ferdinands und »Der Kuss« von Gustav Klimt, die grauen Gestalten der Namenlosen auf den Schlachtfeldern von Egger-Lienz, Winterthalers Sissi-Bildnis, Sigmund Freuds Couch und Ludwig Wittgensteins »Tractatus logico-philosophicus«, Mahlers Fünfte und der Karl-Marx-Hof, »Die letzten Tage der Menschheit« von Karl Kraus und die Loos-Bar aus Marmor und Chrom, Theodor Herzls »Der Judenstaat« und Bürgermeister Luegers Projekte zur

Infrastruktur eines sozialen Wien, der pompös inszenierte Festzug Hans Makarts und Otto Wagners moderne Hauptstadtplanung. Wir wissen heute, wie alles geendet hat, nach bürgerkriegsähnlichen Zuständen und dem Sieg der Austrofaschisten, nach dem sogenannten Anschluss und der Ankunft von Adolf Eichmanns Behörde in der alten Hauptstadt.

Ein angemessener, d. h. nicht nostalgisch-verklärender oder herablassend-oder gar denunziatorischer Blick auf Kakanien bzw. Mitteleuropa, würde uns etwas von der schon einmal erreichten Komplexität und dem Arbeiten an dieser Komplexität vor Augen führen, und von der Katastrophe, die eintritt, wenn sie nicht gemeistert wird. Was sich im Zentrum Mitteleuropas akkumuliert hatte, ging unter oder strahlte aus in Regionen der Welt. Die mitteleuropäische Situation gab es jetzt anderswo: in den Ankunftsorten der Immigranten und Exilanten in der Neuen Welt, in der Lower East Side oder an den Universitäten. Der Wiener Kreis strahlte in die ganze Welt aus: Rudolf Carnap in Chicago, Karl Popper in Oxford, Ludwig Wittgenstein in Cambridge, Martin Buber in Palästina, Leo Szillard und John von Neumann in den Laboratorien des Manhattan Projects, Sigmund Freud in London, Richard Neutra und Rudolph Schindler bauen das neue Los Angeles, für Chicago entwirft Adolf Loos den Chicago Tribune Tower, Arnold Schönberg in Santa Monica und Otto Neurath, das *enfant terrible* des Wiener Kreises, geht über Moskau und Prag in die Niederlande und stirbt in Oxford. Man könnte mühelos die Liste verlängern und weitere Kapitel anfügen. Man könnte das in gewissem Sinne als eine *translatio imperii*, erzwungen durch die über Mitteleuropa hereingebrochene Gewalt, bezeichnen.

Das ist Geschichte, und es ist nicht ausgemacht, ob wir wirklich über diese Zeit hinaus sind. Wir konnten uns bis vor kurzem ja auch nicht die Rückkehr des Krieges nach Europa, die Greuel der ethnischen Säuberung, antisemitische Verschwörungsgeschichten oder Schauprozesse stalinistischen Stils vorstellen. Alles ist offen, es gibt keine Garantie für ein *Happy End*. Ob Europa unter dem Stress der vielen und oft gleichzeitigen Krisen standhält, zusammenhält oder auseinanderbricht, kann niemand sagen. Mit Beschwörungen und

Predigten ist wenig auszurichten. Sich umzusehen in der Schönheit unserer Städte und Landschaften und sich von der Einfallskraft der Menschen, die überall versuchen, mit den schwierigsten Umständen fertig zu werden, inspirieren zu lassen, wäre allerdings selbst ein Quell der Zuversicht. Ratlosigkeit ist nicht nur ein beklagenswerter Zustand, sondern auch eine Chance. Zeiten wie die jetzigen sind eigentlich Zeiten des Aufbruchs, der Suchbewegungen, des Sich-Abstoßens vom vertrauten Ufer – mit all den Risiken, die damit verbunden sind. Alexander von Humboldt und sein Begleiter Aimé Bonpland sind am 6. Mai 1799 von La Coruna aus in See gestochen. Niemand hätte damals sagen können, dass am Ende die zweite Entdeckung Amerikas stehen würde. Eine Such- und Erkundungsbewegung dieser Art in andere Richtungen ist heute wieder fällig, wenn wir herausfinden wollen, ob und wie sich Europa in der rasend sich verändernden Welt behaupten können. Im »Dunkel des gelebten Augenblicks« kommt es vor allem auf eines an: Hellwachheit. Die Devise lautet: auf alles gefaßt sein.